

Stefan Slupetzky



Nichts
als
Gutes

Grabreden · Picus

Stefan Slupetzky
Nichts als
Gutes

Grabreden

Picus Verlag Wien

Der Mond ist längst betreten und die Erde längst erforscht. Die Meere und die Kontinente sind vermessen, Fauna, Flora, Minerale und Metalle, unbelebte und organische Substanzen bis ins Kleinste exploriert und katalogisiert. In einen flirrenden Kokon aus Satelliten eingewoben, können wir per Street View durch Tasmanien trampeln und mit einem Knopfdruck nach Spitzbergen reisen. Unsere Welt hat keinen Arsch mehr, ihre Karte keinen weißen Fleck. Sie ist ein abgewohntes Haus, ein kahler Baum, ein braches Feld, eine geplünderte, minuziös geleerte Vorratskammer unserer Fantasien. Als Projektionsfläche für unsere Neugier bieten wir uns allenfalls noch selbst an, unsere geistigen Mount Everests und seelischen Marianengraben.

Sind aber die großen Abenteuer, die Christoph Kolumbus und Neil Armstrong noch erleben durften, wirklich endgültig Geschichte? Gibt es wirklich keine neue Welt mehr, die sich noch entdecken lässt?

Im Gegenteil. Natürlich gibt es sie, diese Terra incognita. Sie ist kein Wunschziel, und doch wer-

den wir sie alle ausnahmslos bereisen. Der Termin des Aufbruchs ist zwar ungewiss, aber der Reiseleiter wartet schon. Er lauert an der nächsten Straßenecke, im Operationssaal oder auch daheim im Bett. Und eines Tages, meistens völlig überraschend, nimmt er einen an der Hand und startet die Expedition.

Wie seltsam, dass wir nichts über den Kosmos wissen, dem wir Tag für Tag entgegenaltern, obwohl doch alle Menschen, Tiere, Pflanzen, alle Lebewesen, die je existiert haben, dorthin gegangen sind.

Weil aber keiner je zurückgekommen ist, fehlen uns die Landkarten und Tourguides, die Hotel-tipps, Fahrpläne und Handyvideos. Per Street View durch das Jenseits, ja, das wäre was – und wenn auch nur ein interessanter Buchtitel.

Natürlich gibt es Unmengen an Hypothesen, die sich mit dem Leben nach dem Tod beschäftigen. Mit einem Dasein also, dessen vorrangige Eigenschaft das Fortsein ist. Fast alle diese Theorien haben ihren Ursprung in der Religion, sodass ihre Beweiskraft etwa der des Glaubens an Vampire, Feen und Einhörner entspricht. Ob wir wohl in Walhall an Odins Tafel Wildschwein essen werden oder mit dem lieben Gott auf einer Wolke sitzen und dem Harfenspiel der Engel lauschen? Ob die Männer unter uns im Paradies mit zweiundsiebzig

Jungfrauen kuscheln werden (die sich jeden Morgen runderneuern), während sich die Frauen unter uns damit zufriedengeben werden müssen, einen ausge- laugten Mann mit einundsiebzig anderen Frauen zu teilen? Ob wir als Napoleon, Gandhi oder – Gott behüte – als wir selbst wiedergeboren werden?

All das können wir natürlich glauben, aber wis- sen können wir es nicht.

Genauso wenig können wir nun aber wissen, dass nach unserem Tod nichts von uns übrig bleibt als Fleisch und Knochen, Plomben und Titangelen- ke. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts legte der ameri- kanische Arzt Duncan MacDougall Sterbende auf eine Waage und bezifferte ihren Gewichtsverlust im Augenblick des Todes mit durchschnittlich einund- zwanzig Gramm. Dagegen stellte er bei fünfzehn Hunden, die er anschließend vergiftete und auf der Präzisionswaage verenden ließ, keine Gewichtsab- nahme fest, woraus er schloss, dass Hunde keine Seele haben. Falls MacDougall eine solche hatte, muss sie wohl ein ziemlich düsteres Gewächs gewe- sen sein – so düster und verworren wie seine An- nahme, man könne Seelen abwiegen. Als würde ein Gehirnochirurg in einem aufgesägten Schädel nach Gedanken stöbern oder ein Kardiologe in den Her- zen seiner Patienten nach der Liebe suchen.

Tatsache ist, dass wir unseren Körper nach Verwendung wieder an die Erde retournieren. Ein Vorgang, der an Autowracks erinnert, die im Zuge des Recycling ausgeschlachtet und zu gleichförmigen Schrottquadern gepresst werden. Egal ob Lada oder BMW: Im Tod werden sie alle gleich, als Individuen haben sie ausgedient. Nur, was ist mit den Individuen, von denen sie gesteuert wurden? Was ist mit den Fahrern? Vielleicht sitzen die ja mittlerweile schon hinter dem Lenkrad eines neuen Wagens. Vielleicht haben sie den Pilotenschein gemacht und jetten durch die Welt, oder sie haben sich eine Jahreskarte für die Straßenbahn gekauft. Auch wenn der eine oder andere mit seinem Auto mitgestorben sein mag, dürften doch die meisten weiterleben.

Wieder eine Sackgasse auf unserer Suche nach der Seele. Gut, versuchen wir es anders: 1842 formulierte der Heilbronner Mediziner Julius Robert Mayer erstmals eine physikalische Maxime, die der Physiker und Physiologe Hermann Helmholtz fünf Jahre danach bestätigte: den Energieerhaltungssatz. Dieses bis heute unbestrittene Prinzip besagt nichts anderes, als dass sich Energie weder erzeugen noch vernichten lässt. Sie kann zwar umgewandelt werden (etwa Licht in Wärme, Wärme in Bewegung), aber es ist schlicht unmöglich, dass sie sich in nichts auflöst.

Man fragt sich also (und ich denke, diese Frage sollte sich auch ein Agnostiker gestatten dürfen): Wohin geht die Energie des Menschen im Moment des Todes? Sein Temperament und seine Ausstrahlung, sein unverwechselbarer, spürbarer Charakter, dieses Kraftfeld, das ihn eben noch umgeben hat? Wohin geht seine Lebensenergie, wenn sie doch nicht verloren gehen kann?

Es ist zumindest ein Indiz, das uns die klassische Physik hier liefert, eine Anregung, die Julius Robert Mayer mit den folgenden Gedichtzeilen auf den Punkt bringt:

*Es bleiben erhalten
Des Weltalls Gewalten,
Die Form nur vergeht,
Das Wesen besteht.*

Was meinen nun aber moderne Physiker dazu? Wie antworten die Quantenkoryphäen und Raumzeitpioniere auf die Frage nach der Seele und dem Jenseits?

Anscheinend schlägt die quantenmechanische Erkenntnis der Verschränkung, also der über beliebige Entfernungen bestehenden Verkettung kleinster Energieeinheiten für so manchen dieser Wissenschaftler eine Brücke hin zum Metaphysischen, wenn nicht zum Esoterischen. Max Planck,

der Wegbereiter der modernen theoretischen Physik, beschrieb die Wissenschaft sogar als Pfad zu Gott, denn für den Wissenschaftler stehe Gott laut Planck »am Ende aller Überlegungen«. Und der Nobelpreisträger Werner Heisenberg, der die Quantenmechanik erstmals mathematisch formulierte, bezeichnete die cartesianische Trennung zwischen Materie und Geist, zwischen Körper und Seele als gefährliche philosophische Vereinfachung. Der Quantenphysiker und Schüler Heisenbergs Hans-Peter Dürr war schließlich davon überzeugt, dass allem Lebenden und Toten ein universeller Quantencode zugrunde liege, dem der ganze Kosmos seit dem Urknall folge. Unsere Existenz, so meinte Dürr, sei mit dem Tode nicht zu Ende: »Was wir Diesseits nennen, ist im Grunde die Schlacke, die Materie, also das, was greifbar ist. Das Jenseits ist alles Übrige, die umfassende Wirklichkeit, das viel Größere. Insofern ist unser gegenwärtiges Leben bereits vom Jenseits umfassen.«

Schluss mit Theorien und Hypothesen. Was wir wissen, ist, dass wir nichts wissen, aber denken, ergo sind. Bleibt einzig die Erkenntnis, dass der Mensch, seit es ihn gibt, nicht nur darüber nachgrübelt, womit er sich den Magen füllen und mit wem er sich paaren sollte, sondern auch darüber, wo er herge-

kommen ist und wo er hingehen wird. Und dass sein Dasein deshalb zwei Momente mit sich bringt, die denkwürdiger sind als alle anderen: den Augenblick der Ankunft und den Augenblick des Abschieds. Es sind die zwei Schnittstellen seines Lebens, die zwei Buchdeckel, zwischen denen seine Geschichte klemmt.

Der vordere Deckel pflegt nicht viel darüber zu verraten, was im Inneren des Buchs geschehen wird. Er trägt in der Regel nur den Titel und den Namen des Verfassers, meistens auch den des Verlags, in dem das Buch erschienen ist. Er ist gewissermaßen die Geburtsurkunde, auf der wir zwar lesen können, wie das Neugeborene und seine Eltern heißen und in welchem Krankenhaus es auf die Welt gekommen ist, die aber nicht verrät, was ihm das Leben bringen wird.

Die Quintessenz dagegen finden wir auf dem hinteren Deckel. Hier erwartet uns eine Zusammenfassung, eine Rückschau auf die Hauptfiguren und die Handlung, hier finden sich auch Interpretationen oder Rezensionen, selbstverständlich so gewählt, dass sie ein möglichst vorteilhaftes Bild vermitteln. Insofern ähnelt der hintere Deckel einem Nachruf oder einer Grabrede: Über die Toten soll man ja, so haben es nicht nur die Lateiner unter uns gelernt, ausschließlich Gutes sagen.

Totenreden sind gleichsam des Lebens Klappentexte. Aber oft genug sind sie auch mehr als das: Wenn sie sich nicht auf halbherzige Lobgesänge und beschönigende Litaneien beschränken, können sie ein substanzielles Stück der Welt enthüllen. Sie können uns erschüttern, uns empören, uns staunen, weinen, lachen machen. Denn wer eine solche Rede halten muss, befindet sich, sofern er kein professioneller Trauerredner ist, in einer Ausnahmesituation. Normalerweise zählt er zum Bekannten-, Freundes- oder auch Verwandtenkreis des oder der Verstorbenen, und vor den anderen Angehörigen trägt er nun die Verantwortung, den Spuren, die der Tote hinterlassen hat, gewissenhaft zu folgen und die Karte seiner Lebensreise nachzuzeichnen. Dafür stehen dem Redner meistens nur ein paar Minuten zur Verfügung, eine denkbar kurze Zeit, besonders angesichts der Tatsache, dass er nur diese eine Chance hat: Was jetzt nicht ausgesprochen wird, das bleibt für immer ungesagt.

Zu allem Überfluss gilt für den Trauerredner auch noch das Gebot der Ehrlichkeit. Als Navigator durch ein Meer der aufgewühlten Herzen darf er sich nicht mit Gemeinplätzen zufriedengeben. Er muss – und das ist wohl das Schwierigste – sein eigenes Herz so weit wie möglich öffnen. Wenn ihm das

gelingt, spiegelt das Leben sich im Tod so plastisch wider, dass das Spiegelbild lebendiger wirkt als das Leben selbst. Dann führt der Redner uns nicht nur durch Höhen und Tiefen, himmlische und höllische Momente eines Menschenlebens, sondern auch durch leise und poetische. Es sind ja letztlich nur zwei Dinge, die wir auf der Erde hinterlassen, wenn wir uns verabschieden: Geschichten und Gefühle. Vielleicht waren wir ja nie mehr als das. Vielleicht ist das unsere Seele.

Was kann sich ein Schriftsteller mehr wünschen, als die Ernte aus einem so fruchtbaren Garten einzufahren, aus einem Garten, in dem neben den Geschichten der Verstorbenen auch die Gefühle derer sprießen, die an ihrem Grab das Wort ergreifen?

Erntezeit. Ich wünsche Ihnen Lachen, Weinen, Staunen mit der vorliegenden Sammlung – wohl-gemerkt fiktiver – Grabreden.

Sprachlos

Ich hatte einen zugegeben etwas boshaften Gedanken: Was, wenn es der Trauerredner selbst ist, der begraben wird, und wenn sein Chef, der Leiter des Bestattungsinstituts, die Abschiedsworte sprechen muss? Vielleicht, so dachte ich, steht dieser arme Mann dann vor dem Sarg und stammelt hilflos vor sich hin: ein Vorgesetzter, der dem toten Untergebenen nicht das Wasser reichen kann. Er hat nichts vorbereitet, steht mit leeren Händen da, vertraut auf eine momentane Eingebung – und dann fehlen ihm die Worte.

Aber nach den ersten Zeilen stellte sich heraus, dass die Figur des Redners anderes im Sinn hatte als ich, der Autor. Von seinen Erinnerungen an den Toten überwältigt, breitete er plötzlich eine sehr persönliche Geschichte aus, mit der weder die Zuhörer noch ich gerechnet hätten. Meine Aufgabe erschöpfte sich darin, sie staunend mitzuschreiben.

GRABREDE FÜR DEN GRABREDNER
GUSTAV STEINBERG (1980–2018)
gehalten vom Besitzer des Bestattungsinstituts
Cum Angelis, Bernd Molterer

Sehr geehrte, liebe Trauernde, Sie müssen mir verzeihen. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Der Gustl, also Gustav Steinberg, war so jung. Er ist so plötzlich ... also es hat ihn so plötzlich von uns fortgerissen. Es. Der Tod.

Dieser verdammte Tod. Das sage ich, obwohl er ja die Lebensgrundlage für meine Firma ist. Obwohl er meine Kinder, meine Frau und mich ernährt. Es ist schon angebracht, könnte man sagen, dass das Leben auch sein Ende hat. Die Dinge wandeln sich in einem fort: der Stein zum Sand, der Trieb zum Baum, das Ei zum Huhn. Der Mensch entsteht und geht. Das ist schon angebracht. Die Zeit hat ihren Zahn, und dieser Zahn nagt an uns allen.

Aber der Gustl?

Er war achtunddreißig! Bitte seien Sie mir nicht böse, aber das ist eine Schweinerei. Und seien Sie mir gleich noch einmal nicht böse, weil ich, also weil ich kein geübter Trauerredner bin. Es ist ja eigentlich der Gustl, der statt mir hier stehen sollte, das war sein Beruf. Nein, es war mehr als sein Beruf,

es war seine Berufung. Er hat bei Cum Angelis, also in unserem Institut, so viele Menschen in den Tod begleitet. Also nicht direkt begleitet, sondern ... Na, Sie wissen schon, wie ich es meine. Er hat sich hineinversetzt in unsere Toten, in ihr Leben, aber auch in ihre Lieben. In die Hinterbliebenen.

Und heute sind wir selbst die Hinterbliebenen. Seine Geschwister und Kollegen, seine Freunde, seine Angehörigen und ... ich. Und weil bei einem Abschied irgendetwas sagen muss, und weil die meisten Anwesenden zu erschüttert sind für eine Trauerrede, und weil ich als Chef die Arschkarte, also, verzeihen Sie, den schwarzen Peter zugespielt bekommen habe, stehe ich jetzt hier. Als wäre ich in erster Linie Chef und erst in zweiter Mensch. Als wäre ich nicht auch erschüttert.

Wenn Sie wüssten ...

Wenn Sie wüssten, dass ich ihn, den Gustl, seit fast zwanzig Jahren kenne. Dass wir uns in unserer Studienzeit begegnet sind. Ich habe so wie er Philosophie studiert, gegen den Willen meines Vaters, der mich lieber an der Wirtschaftsuniversität gesehen hätte. Seine Firma habe ich nach seiner Pensionierung trotzdem übernommen, und so arbeite ich jetzt schon seit acht Jahren, wie es der Gustl einmal ausgedrückt hat, in der Landwirtschaft, im

Totenackerbau. Man kann das philosophisch konnotieren, aber nur mit sehr viel gutem Willen. Beim Gustl selber war das anders, er war bis zum Schluss ein Philosoph: als Mensch, als Trauerredner und als Freund.

Er war kein leichter Mensch. Nicht leicht im Inneren und auch nicht leicht nach außen hin. Er hat es manchmal, wie er selbst gesagt hat, kaum ertragen, einer Spezies anzugehören, die ständig ihre primitivsten Eigenschaften auf den grell erleuchteten Seziertisch legt, um sie zu obduzieren, zu taxieren und zu katalogisieren. Die jedes Augenzwinkern, jeden Atemzug und jeden Furz nach ökonomisch-funktionellen und – noch viel schlimmer – nach moralischen Gesichtspunkten bewerten muss. Und dann hat er gelacht, der Gustl, und gemeint, dass er mit seiner ablehnenden Wertung dieses zwanghaften Bewertungswahns ja selbst genau das Gleiche macht.

Sie merken schon, ich rede um den heißen Brei. Ich muss ja reden. Deshalb muss ich auch versuchen, die Erschütterung in den Griff zu kriegen, weil sie mich sonst sprachlos macht. Ich muss meine Erschütterung mit Worten abfedern, so wie ein Architekt die Häuser abfedert, die er in erdbebengefährdeten Gebieten baut.

Mein Haus droht einzustürzen, seit der Gustl tot ist.

Nicht, dass wir einander damals schon, während des Studiums, sehr nah gewesen wären. Im Gegenteil, wir sind einander aus dem Weg gegangen, haben einander regelrecht gemieden, so als hätten wir eine Gefahr gewittert, ein diffuses Unheil, das vom jeweils anderen ausgeht. Und so haben sich unsere Wege nach der Universitätszeit dann auch rasch und vollkommen getrennt.

Bis vor acht Jahren. Kurz nachdem ich den Betrieb von meinem Vater übernommen habe, ist der Gustl im Empfangsraum von Cum Angelis gestanden. Meine Frau, die Vera, die ja heute auch unter den Trauergästen ist, war damals mit dabei. Kannst du dich noch erinnern, wie er ausgesehen hat vor acht Jahren, der Gustl? Abgezehrt und blass ist er gewesen, so wie man sich einen Philosophen vorstellt. Einen Menschen, der über das Leben nachgrübelt, statt es zu meistern. Einen Restaurantkritiker, der so lang auf seinen Teller starrt, bis er verhungert.

Wir waren beide überrascht, ja fast erschrocken, wie wir uns da plötzlich gegenüberstehen. Der Gustl hat nämlich gar nicht gewusst, dass ich die Firma leite. Er hat einfach irgendein Bestattungsinstitut gesucht, weil seine Großmutter gestorben ist. Ein

Institut, so hat er trotzig angemerkt, das einem Enkel nicht das letzte Hemd auszieht, um seiner Großmutter das letzte anzuziehen.

Natürlich habe ich ihm einen guten Preis gemacht. Auch wenn ich diese seltsame Gefahr noch immer spüren konnte. Und der Gustl hat sie auch gespürt, das hat er mir einmal verraten. Jedenfalls, die Vera hat den blassen Philosophen gleich ins Herz geschlossen, und ich habe seine Großmutter für einen Pappenstiel in einem Pax-Aeterna-Eichensarg bestattet. Es war eine stille, kultivierte Abschiedsfeier, jedenfalls so lange, bis der Gustl mit der Trauerrede angefangen hat.

Was soll ich sagen? Bis zu diesem Zeitpunkt ist mir nicht bewusst gewesen, dass ein Mensch so tief in einen anderen hineinschauen kann. Der Gustl hat so voller Wohlwollen, Wehmut, Dankbarkeit und Güte über seine Großmutter gesprochen, dass ich es fast nicht ertragen habe, sie nicht auch gekannt zu haben. Hilflos hat mich das gemacht und zornig. Und als hätte er das irgendwie gespürt, als hätte er auf einmal auch in mich hineinschauen können, ist der Gustl plötzlich laut geworden. Er hat meinem unsichtbaren Zorn eine Gestalt gegeben, hat ihm Kleider angezogen, ein Gewand aus Worten sozusagen. Er hat sich empört darüber, dass wir andere

Menschen immer erst im Rückblick wirklich kennen, ihnen immer erst vollkommen nahe sein und schrankenlos vertrauen können, wenn sie tot sind. Wie ein Fußballspiel, hat er gesagt, bei dem das Resultat erst mit dem Schlusspfiff feststeht, und von dem wir vielleicht nachher sagen, es war ein Jahrhundertmatch. Der lebende, bewusste Mensch kann sich nie völlig angenommen fühlen, weil dem Lebendigen, sich Wandelnden, so zuverlässig es auch wirken mag, das stete Risiko des Unvorhersehbaren innewohnt. Bedingungslose Liebe bleibt den Toten vorbehalten: Sie erzählen keine Geschichte mehr – sie sind Geschichte. Selbstverständlich kann man so etwas wie reine Liebe auch für Babys oder Kleinkinder empfinden, aber die ermüdet mit der Zeit, sie erodiert. Nur bei den Toten währt sie ewig.

Ich hätte das nie so formulieren können wie der Gustl. Noch am selben Tag habe ich ihn gefragt, ob er sich vorstellen könne, als Grabredner für mich zu arbeiten. Und er hat Ja gesagt.

Ich will Sie nicht verstören, liebe Trauergäste. Und ich will Sie auch nicht langweilen. Aber neben der acht Jahre langen einfühlsamen Arbeit, die der Gustl für Cum Angelis geleistet hat, gibt es noch etwas anderes, das Sie wissen sollen ... nein, das Sie wissen müssen. Einen anderen Aspekt, ein anderes

Kapitel der Geschichte, die der Gustl ja nicht mehr erzählen kann, sondern die er jetzt, mit seinem Tod, endgültig selber ist.

Die meisten Anwesenden werden wissen, dass der Gustl Junggeselle war. Und das trotz ungezählter Möglichkeiten, die sich ihm eröffnet haben. Nicht zuletzt durch seine Trauerarbeit sind ihm alle Herzen zugeflogen, ganz besonders die – verzeihen Sie mir den Ausdruck – Witwenherzen. Aber sich in ein gemachtes Bett zu legen, das war nichts für ihn. Er war auch nicht, wie Sie jetzt vielleicht glauben werden, also ... homosexuell. Schon damals, an der Universität, ist ihm der Ruf des Don Juans vorausgeeilt, und dabei hatte er nun wirklich keinen strammen, muskulösen Körper. Aber umso muskulöser war sein Kopf. Mit diesem Kopf hat er den hübschesten Studentinnen den Kopf verdreht. Sein Geist und seine Seele waren eine Quelle und ein Ankerplatz. Sie waren eine Offenbarung.

Heute ist der Tag der Wahrheit. Das Jahrhundertmatch ist abgepfiffen. Liebe Vera, du musst mir verzeihen, aber ich muss sie aussprechen, die Wahrheit. Muss sie loswerden, auch wenn ich weiß, sie wird mich nie mehr loslassen.

Wie schon gesagt, der Gustl war nicht schwul, und ich bin auch nicht schwul, das weißt du hof-

fentlich nach all den Jahren, wir haben ja nicht zuletzt zwei wunderbare Töchter. Aber an dem Tag, an dem der Gustl seine Großmutter begraben hat, ist mir bewusst geworden, dass ich ... also dass ich mich in einer Weise zu ihm hingezogen fühle wie zu keinem anderen Menschen. Auch zu dir nicht, Vera. Sicher, ja, ich habe dich von Herzen gern, ich liebe dich sogar, aber beim Gustl war das etwas anderes, Tieferes. Etwas Fundamentales. Jetzt ist es heraus, ich bitte um Entschuldigung, das ist natürlich alles sehr privat. Ist das Private aber nicht ein Großteil der Geschichte, die den Titel Gustav Steinberg trägt? Ist es nicht auch ein Teil, den man erzählen muss, wenigstens zum Abschied? Bin ich es dem Gustl denn nicht schuldig, dass ich meine Schuld gestehe?

Nächtelang sind wir im Keller von Cum Angelis gesessen, unten bei den Toten, Schweigenden, und haben geredet. Aber nicht, dass wir uns im Gespräch verloren hätten. Nein, wir haben uns im Gespräch gefunden. Mehr noch: Unsere Seelen sind ... Es ist so schwer, das zu beschreiben, aber unsere Seelen waren wie zwei Tröpfchen Quecksilber, die im Moment ihrer Berührung ineinander stürzen und verschmelzen. Das war ... Ja, das war ein Wunder, aber ein beängstigendes Wunder, und es hat die vage Angst erklärt, die wir schon als Stu-

dentem voreinander hatten. Weil nicht jedes Wunder notgedrungen auch ein Segen ist.

Der Gustl war nicht schwul, und ich bin auch nicht schwul. Was für ein dummer Satz! Wie leicht ist er daher gesagt! Ist man als Mensch ein Antragsformular, das Gott erst unterschreibt, wenn es von seinen Engeln abgestempelt ist? Wir reden ständig von der Liebe, wir besingen sie seit Ewigkeiten als das höchste Gut, das edelste Gefühl, zu dem ein Mensch nur fähig ist. Als etwas Feinstoffliches, das weit über unseren primitiven Trieben steht. Und dann soll sich gerade sie, die Liebe, an einem banalen Chromosom orientieren? Daran, ob sie es nun mit einem Penis oder einer Vagina zu tun hat, einem, nichts für ungut, Zumpferl oder einer Fut?

Wie sehr hätte der Gustl sich gewünscht, mich jetzt zu hören. Acht Jahre lang hat er darauf gewartet, dass ich zu meinen Gefühlen stehe. Nicht vor meiner Frau und meinen Töchtern, nicht vor meinen Freunden, sondern vor mir selbst. Er hat darauf gewartet, aber meine Biederkeit hat mich daran gehindert, und so radikal der Gustl auch im Denken war, so rücksichtsvoll war er im Handeln. Ohne meine Zustimmung hätte er niemandem etwas veraten. Glücklich sein und dieses Glück zu feiern, fühlt sich anders an. Und das war meine Schuld.

Liebe Vera, sehr geehrte Trauernde, der Gustl war nicht schwul, und ich war auch nicht schwul. Aber gemeinsam sind wir es geworden. So wie wir es alle werden können, wenn wir unseren Lebensmenschen treffen und der Liebe, diesem Wunder, eine Chance geben. Auch wenn sie uns verwundert ... und verwundet.

Eine letzte Chance noch, lieber Gustl, und ich würde alles anders machen. Aber nach dem Schlusspfiff leeren sich die Tribünen, und kein Tor mehr zählt. Du warst ein sehr beherzter Stürmer, aber ich ... Ich habe dich einmal zu oft gestoppt, einmal zu oft gefoult. Ich habe dich einmal zu oft zu Fall gebracht. Und weil es keinen Schiedsrichter gegeben hat, der mich verwarnt hätte, hast du es einfach selber abgepfiffen, das Jahrhundertmatch.

Verloren haben wir es beide.